

(Nachdruck verboten.)

81]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Rejer erkannte so ziemlich alle.

Der dort, welcher auf seinem Sacke ausruhte und auf dem Knie trommelte und die Füße leise bewegte, war der Spielmann Knut, klein und gebrechlich, mit winzigen roten Augen. Wenn er zu tief zusammenfant, so warf er den Kopf empor, als ob er sich zu einem neuen Tanzlied ermannen wolle; ja, einen Schilling für jede Hochzeit, auf der er aufgespielt hatte. . .

Jene Familie mußte von den oberen Höfen sein! Und diese, die dicke, alte Maid, welche dem Knaben vorsang — Rejer mußte lächeln — war keine Geringere als die Schwester-tochter von Jörun, der Ruhmagd, dieselbe, in welche er so unglücklich verliebt gewesen, als sie auf Haarstad diente. Sie war entsetzlich anzuschauen, — groß und grobknochig, das Mondscheingeficht in lauter männliche Furchen verwandelt. . . Die beiden, welche an der alten Vorderladerbüchse mit dem Steinschloß herumbosselten, kannte er gleichfalls; sie gehörten in das Annex, in die Nordsetzbarschaft. Keiner von ihnen war über dreißig Jahre alt, aber wie gebeugt und schwerfällig schon der Körper! Und die Weiber wie die Männer, ja sogar die kleinen Nuben und Mädchen, welche alten, verwachsenen, hölzernen Gesichter. . .

Das war das Heimatsbygd; so zwerghaft verkümmert sah es da aus, — hatte gleichsam Spinnweben auf allen Truhen!

Die Leute hatten sich im Zwischendeck ringsum eingerichtet mit all ihren gemalten und geblühten Koffern und Schreinen, mit Schaffelldecken und Betttücher und Kissen und einer ungeheuren Menge von unpraktischem Gerümpel. Es war in der That nur gut, daß sie nicht auch ihre Schleifsteine mitgenommen, und in einem Sacke stat auch wirklich ein solcher und eine alte Sichel!

Schuhmacher Jo blickte nicht auf, sondern schnitt nur auf seinem Brett weiter darauf los.

„Du nähst noch immer Schuhe, sehe ich!“ sagte Rejer.

Jo schaute den vermeintlichen Steuermann oder Befehlshaber an Bord halb schüchtern an:

„Ja wohl, — die Frau des Schusters und die Mähre des Schmieds haben nie einen Schuh auf dem Fuß, wie Du weißt!“

„Schuhmacher Jo!“ rief Rejer im Aafforddialekt.

Schuhmacher Jo sah mit dem Messer in der Hand und aufgerissenem Munde empor.

„Ich komme mich nur erkundigen, wie es mit den Stiefeln steht, die ich damals zu Weihnachten zurückließ!“

Schuhmacher Jo sprang auf.

„Wenn das nicht Rejer ist, so werf mich gleich unter die Oddaler Steinlawine!“ rief er in seiner gewöhnlichen lebhaften Weise.

Die Köpfe ringsum machten eine kleine Wendung und die Gesichter wurden gleichsam länger; aber es zeigte sich in ihren Mienen keine Spur von Ueberraschung, ehe nicht Rejers Erklärung und Jos Zuruf ihnen die Wahrheit der Neuigkeit vollkommen bestätigte hatte. Und während sie sich da alle erhoben und Rejer ihnen die Hände schüttelte, tönte es um ihn her: „Nein, der Rejer! Nein, wirklich! Der junge Juhl!“

Rejer sah aber hinter den knappen Worten noch mehr, denn da und dort zuckte es in den Gesichtern. Es schien, als ob sie in halbem Vorwurf: „Gerade, da wir reisen, kommst Du!“ sagten.

Rejer fragte, wie sie denn auf die Idee verfallen seien, nach Amerika zu gehen.

„Frostjahre und Steuern und schweres Dasein!“

„Und wenn das Bygd seine alten Versorger verliert“, warf eine Frau beißend ein.

„Und dann, seitdem die Leute einmal am Hering Geschmaß gewonnen“, meinte Jo, „so dachte jeder von ihnen nur noch an den Aaffordsand. Aber besondere Seelen sind sie nicht, und dann hörten wir von Amerika. . . Manche

glaubten, wenn sie nur den ganzen Weg immerfort den Strand entlang ruderten, so müßten sie wohl hinkommen, aber der Probiant würde ihnen wohl ausgehen! Da kam aber der Agent den Fjord herein und erklärte ihnen, daß sie da auf ein Schiff müßten. . .“

Darauf folgte ein Sprechen und Ausfragen, aus welchem Rejer so gut wie alles über das Bygd erfuhr, über die letzten Tage der Mutter, über das Hammernäs, über die „Blisse“, welche erschossen worden. Madame Juhl hatte es nicht vertragen, daß der Lensmann das Pferd auf Haarstad hinüber bekomme.

Man redete in einer eigentümlich traumbeangenen Stimmung und mit einer dem Aaffordbauern ungewohnten Offenheit, — etwa so, wie man vor seinem Tode reden mag.

Jedoch hie und da entstanden im Gespräche, welches man diesen Sommerabend im Zwischendeck mit halbgedämpfter Stimme führte, Pausen, so still und brüderlich, daß man vernehmen konnte, wie draußen das Wasser an die Schiffswände plätscherte.

Rejer wünschte auf der Gardangerfiedel ein Lied spielen zu hören, und so begann denn der Spielmann Knut zu spielen und spielte einen „Slaatt“) um den andern; es lag aber etwas wie zurückgehaltenes, wildes Weinen in den Begleitungstönen und zwar, ob er nun Stücke wie den „Zauberfirn“ und den „Goldberg“ geigte oder ob er sich Mut faßte zur Lustigkeit des „Mühlradslaatts“ und des „Wirbels“. Sie und da vernahm man ein leises Schluchzen oder den beklommenen Seufzer irgend eines Weibes, als ob sie alle da säßen und darüber nachdachten, wie sie doch nie geglaubt hätten, daß sie jemals zu Knuts Fiedelklängen den Tanz treten sollten, den sie nunmehr traten.

Rejer sah eine Weile und drehte die Hände, so daß sie in den Fingergelenken krachten; plötzlich aber erhellte sich sein Gesicht, wurde scharf, männlich bestimmt und der Blick fest. . . Sein Zukunftsweg lag mit einem Mal wie in vollem Licht vor ihm! — Das Hammernäs streckt sich nicht umsonst in den Fjord hinein, auf dem geraden Weg zum Meere, und er war vielleicht auch nicht umsonst hinausgezogen auf die See!

„Der Hering. . . Der Hering! Rettung für den ganzen Aafford! Das Hammernäshaus frisch aufgebaut, — wenn gleich anders, als Mutter und Schwester sich gedacht, — und das Bygd hatte vielleicht wieder seinen Juhl!“

Rejer machte diese Nacht seinen Lebensplan.

„. . . Und so nimmt es ein Ende zwischen mir und dem „Mert“, sagte Rejer eines Tages, nachdem er Lind in seine Heringspläne eingeweiht. „Aber ohne Kapital geht es nicht. . . Werde klein anfangen. . . mit meinen zwei, dreihundert Thalern eine Teilhaberschaft an einer Schaluppe zu bekommen suchen! Damit gehe ich im Sommer nach Spanien um Salz, verkaufe es im Winter in den Heringsfischerdörfern und führe dann Hering und Thran in die Ostsee! Das muß etwas zu verdienen geben und geht wie ein Uhrwerk das ganze Jahr rundum!“

Lind saß auf dem Sofa der Kajüte; er schob die Seemannsmütze über sein schwarzlockiges Haupt hinab:

„Mein Vaterbruder, der alte Lind in Laurvig, hat eine Brigg, für die er keinen Führer, außer für den Holzhandel bekommt; sonst ginge sie um Salz nach St. Yves. . . Geh mit ihm in Compagnie; möglicherweise schwimmt das Wrack noch. . . Er wird dafür nichts verlangen, denn er hat im Handel viel verdient. — Aber erst mußt Du die Schute probieren; es würde sich doch nicht lohnen, darauf zu Grunde zu gehen!“

„Ja wohl, ja wohl, Lind! Schreiben Sie nur dem Alten, er kann nun einen haben, der ihm die Brigg treibt!“

14.

„Arcturus von Laurvig“ stand mit vertischelten gelben Buchstaben auf dem Aht-rsiegel der Brigg, welche Rejer zu kommandieren hatte. Es war ein rechter alter Trog, und dann hatte die Schute die Eigentümlichkeit, stets schlechtes Wetter mit sich zu ziehen. Aber Rejer führte sie nun schon das vierte Jahr von St. Yves nach der Heringküste, und

*) Slaatt ist ein Tanzlied

von da wieder nach der Ostsee, — wie in einer Treitmühle herum! Während dieser Zeit hatte er sich ein hübsches Stück Geld zurückgelegt und noch obendrein sich gleich nach der ersten Tour verheiratet.

Sein Heim war das alte Haus des Kanoniers in Frederiksbavn, und als er nun aus der Ostsee zurückkam — es war so um die Johanniszeit herum —, da hatte Sara ihm einen drei Monate alten Knaben zu präsentieren.

Es war schon Nummer zwei. Der älteste hieß Jan. Den zweiten wollte Nejer, der Sicherheit wegen, gleichfalls Jan nennen; aber auf welche Art? — Darüber war an diesem Tage zwischen den Eheleuten ziemlich heiß gestritten worden. Und als die Lösung gefunden war, indem man beschloß, den Jungen Konrad — nach dem Kanonier — zu taufen, da kam erst die Hauptschlacht!

Da Sara ihren Willen durchgesetzt hatte, war sie ganz mild und freundlich geworden und ging vergnügt mit dem Gegenstand des Zwistes auf dem Arm auf und ab. — Sie war als Frau noch schöner denn als Mädchen; es war fast, als paßte sie mehr dazu und sei erst jetzt eigentlich recht in ihrem Gleichgewicht.

„Aber Nejer,“ sagte sie und kam mit lebenswürdiger Miene zu ihm hin, so nahe, daß der ungetaufte kleine Konrad ihm nach der Nase greifen konnte, — „wann, meinst Du, können wir nach dem Norden ziehen? — Denke an die Kinder! Wir dürfen es nicht hinauschieben, bis der Herbst uns überfällt!“

Ihre heimliche Angst war vielmehr, daß er wieder mit dem verrufenen, alten, lecken Salzfisch hinausziehen wolle!

„Bei dem guten Verdienst, den ich heuer gehabt, denke ich, es wäre am richtigsten, noch eine Zeitlang fortzusetzen, — und nächstes Jahr gehen wir hinauf.“

„Du willst wieder nach Spanien!“ rief sie.

„Sommertage! — Schönes Wetter!“

„Schönes Wetter! — Das sagst Du immer, wenn Du heimkehrst, Nejer!“

„Ja, was denn! Hast Du vielleicht etwas dagegen einzuwenden?“

„Nein; aber Nejer, einmal muß es ja doch ein Ende nehmen! — Einmal müssen wir ja doch in Aassford anfangen, denk' ich!“

„Je mehr Kapital ich in den Fischfang stecke, desto besser, — das siehst Du doch ein.“

„Auf diese Art kannst Du freilich bis zum jüngsten Tag fortsetzen! — Und wie schön Du mir von allem vorerzählt hast, was Du in Aassford machen wolltest, Nejer! — Und jetzt?“ — Sie warf den Kopf auf die spanische Art zurück, ungefähr als wollte sie sagen, sie halte nun gar nichts von all seinem Geschwätz!

Sie begann wieder auf und ab zu gehen.

„Also nach Spanien . . . ich dachte, Du wärest damit fertig? — Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so wankelmütig bist, Nejer!“

„Aber begreifst Du denn nicht, daß Geld Geld ist . . . daß dies das Pulver ist, mit dem ich schießen will?“

„Du hast schon über elfhundert Thaler, Nejer! — und auf dem Hause liegt ein Angebot, so daß Du zweihundert Thaler bekommst, — das, was drinnen steht, gar nicht gerechnet! — Ja freilich, wenn Du hier bleiben willst, so ist's etwas andres; das sehe ich ja am liebsten, schon wegen der großen Jungen. — Dann lassen wir aber den Hering und all das, wovon Du geredet, bleiben, wo es ist! . . . Ja, ja, dann wohnen wir hier weiter! Und Du kommst von der See zweimal im Jahr für vierzehn Tage heim — das giebt gerade einen Monat im Jahr — oder in dreißig Jahren dreißig Monate . . . So können wir in unserm ganzen Leben vielleicht doch zweieinhalb Jahre zusammen verbringen! . . . Da wird man einander auch nicht so leicht satt!“ — Sie ging zur Wiege und legte den Knaben hinein; allein die heftige Art und die zornvolle Miene sagten hinreichend, was sie meinte.

„Du kannst es nehmen, wie Du willst, Sara! — aber was ich gesagt habe, steht fest! . . . Nächstes Jahr ziehen wir hinauf!“

„Hör' einmal, Nejer,“ sagte sie langsam und sah von der Wiege über die sie sich beugte, zu ihm auf, „ich wäre im stande, Dir mit dem Ruben Deinen Willen zu lassen und ihm auch irgend einen Namen mit Jan zu geben . . . wenn wir nur gleich jetzt im Norden anfangen.“

„Nein, — das geht nicht!“

„Du willst nicht?“

„Nein.“

Sie fuhr empor:

„Also Du willst nicht? . . . Nieber mit der Salzladung in dem schändlich verfaulten Fahrzeug auf den Grund des Meeres sinken! — Du sagst immer: „Schönes Wetter!“ — aber meinst Du, ich habe niemand andren gefragt als Dich? . . . Jedesmal sehest Du alles aufs Spiel, erzählst der Zimmermann; ihn bekommst Du nicht mehr mit! . . . Bitte sehr, geh nur unter! . . . Ich kann schon selbst für alle sorgen, — für die beiden hier auch! . . . aber ich werde Dir's nie — niemals vergessen, Nejer, daß Du es über Dein Herz brachtest, mich ohne Notwendigkeit so großem Stummer auszufsetzen! . . . Ich hörte es wohl, das vorletztemal, wie es in der spanischen See, vor Brest, bei all den blinden Klippen zugegangen ist! — Da standen Geld und Leben sehr in Frage! — Aber so lange es nicht anders geht, geht es nicht anders, dachte ich mir damals . . . Was würdest Du sagen, Nejer,“ schloß sie mit blinkenden Augen, „wenn wir zwei, der da und ich, uns einfach in diese Wiege hier setzten und uns nach Spanien aufmachten? . . . Es ist schändlich! — auf das habe ich mich Dir wahrhaftig nicht verlobt!“

„Der Zimmermann ist ein feiger Hund, — froh, daß ich ihn los bin, — das Klatschmaul! — Verstehst nicht mehr, eine „Lechheit“ zu beurteilen als sie zu stopfen. . . . Darum lasse ich ihn aus der Schiffsrolle streichen, wenn Du auch darin Bescheid wissen willst. So ganz desparat bin ich doch auch nicht; wenn ich untergehe, ertrinke ja ich! . . . Und sollte mir ein Unglück zustogen auf dem Wege, den mit mir zu machen Du Dich nicht verlobt hast, — so bleibst Du ja mit Geld genug zurück, um die Kinder damit vorwärts zu bringen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pferdekauf.

Ein Genrebild aus Kleinrussland. Von Maxim Gorki.

Im Kirchdorf ist Jahrmart, dicht neben einander stehen in langen Reihen Wagen und Fuhrn. Taufende von Stimmen schwirren durch die Luft, die schwül und staubig ist. Die Leute schwätzen, handeln, feilschen; dazwischen hört man in singendem Ton die heßen Stimmen der Weiber.

Der Kleinrusse spricht in der Minute so viel wie zwei Juden, und ein Zigeuner bringt es fertig, so viel zu reden wie drei Juden. Den Kleinrussen kann man mit einer Kanone, den Juden mit einem Schnellfeuergewehr und den Zigeuner mit einer Mitrailleuse vergleichen. In der Menge macht sich der Zigeuner durch die schwarzbraune Hautfarbe das schwarze Haar und die weißen, raubtierartigen Zähne bemerkbar, seine charakteristischen, leidenschaftlichen Gutturallöne bringen schmetternd ans Ohr, seiner Rede vermag man kaum zu folgen. Die Bewegungen und Gesten sind flink, doch folgt man ihnen nicht ohne Argwohn, das schnellblidende dunkle Auge mit dem bläulich-weißen Apfel verrät List und Verschlagenheit. Gewandt und geschmeidig, gleicht er dem Fuchs in der Fabel, und er stiehlt die Zähne wie ein hungriger Wolf.

Vier Zigeuner umstehen einen Kleinrussen, ihre Ueberredungskünste, mit denen sie ihn überschütten, scheinen ihn mürbe gemacht zu haben. Dem langsam denkenden Russen geht es wie ein Mühlrad im Kopf herum. Er steht da, kratzt sich den Hinterkopf und ist in Nachdenken versunken.

Er führt ein junges Pferd am Zügel, das von Wespen ebenso verfolgt wird wie sein Herr von den Zigeunern. Die Gruppe ist von der Menge umstanden, die die Abwicklung des Geschäftes mit Aufmerksamkeit verfolgt.

„So warte doch . . .“, sagte der Kleinrusse.

„Was ist da zu warten!“ ruft der Zigeuner . . . „Soll ich warten, da ich ja durch Warten nur eine Lumperei erarbeite. Ich sage Dir, bei Gott, mit meinem Pferde kann meinellwegen der Gouverneur nach Petersburg fahren. So ein Pferd habe ich. — Und was ist Deines wert? Die beiden Tiere sind sich nur darin ähnlich, daß Dein Pferd auch vier Beine und einen Schweif hat. Aber was für einen Schweif? — Ein Heubündel und keinen Schweif.“

Der Zigeuner rußt das Pferd ingrinnig am Schweif, befüßt es mit den Händen, besieht es mit den Augen und redet ohne Ende. Seine Landsleute raten ihm in wegwerfendem Ton: „So laß doch, Du hast ja doch nur Schaden von dem Laus.“

„Und wenn ich Schaden habe, so ist das meine Sache! Bin ich nicht Herr meines Pferdes und meines Geldes! Mir gefällt der Mann und ich will ihm den Gefallen thun! — Gewatter, sprich Dein Gebet.“

Der Kleinrusse nimmt seine Zellmütze ab, und sie bekrenzen sich beide mit Inbrunst. . . .

„So gebe der Herr seinen Segen!“ ruft der Zigeuner. . . „Du hast Du mein Pferd, aber wisse, daß Du es meinem guten Herzen verdankst. Nimm es und zahle mir noch fünf Garte drauf. . . Das ist alles! Topp, schlag ein.“

Der Kleinrusse läßt seine Hand mit Wucht in die Hand des Zigeuners niederfallen und sagt:

„Zwei gebe ich!“

„Dreieinhalb!“

„Nein, zwei!“

Der Zigeuner schlägt klatschend in die Hand des Russen ein, so daß dieser vor Schmerz aufzuckt und aufmerksam seine Handschläge betrachtet, gleichsam um sich zu vergewissern, ob sie noch heil ist.

„Hier Rubel!“

„Zwei!“ wiederholt der starrköpfige Kleinrusse.

Der Zigeuner wird matt und ruft: „Geh zu Deiner Frau und sage ihr, was Du für ein Esel bist!“

„Zweieinhalb. . .“, sagt der Kleinrusse.

„So bete denn!“

Von neuem wird gebetet, und es erfolgt neuer Handschlag.

„So nimm das Tier, Dir zum Glück und mir zum Schaden; es ist nicht meine Absicht, Euch, gutem Mann, einen Groschen mehr aus der Tasche zu nehmen, da Du nichts hast. — Willst Du dreieinhalb geben?“

Der Kleinrusse schüttelt den Kopf und betrachtet die ruppige Mähre des Zigeuners.

„Drei mit einem Viertel?“

„Nein.“

„So mag Dein Weib Dir ebenso hundertmal nein sagen, wenn Du sie um einen Teller Peterssuppe bittest. . . Sieh drei Rubel und Du hast das Pferd. . . Auch das nicht? So gib denn Deinen Preis und ich bin um mein gutes Geld und mein braves Ross ärmer.“

Die Pferde werden gewechselt, und der Kleinrusse zieht ab, indem er die große fuchsrote Stute am Zügel führt, die mit ihren steifen Vorderbeinen gleichmäßig dahintrottet. Seine glanzlosen Augen schauen traurig auf die Volksmenge, die sie mit kritischen Blicken betrachtet.

Wald kehrt der Kleinrusse hastig zurück. Er hat seinen Schritt beschleunigt, so daß das Pferd kaum nachfolgen kann, er schaut beschämt und hilflos drein.

Die Zigeuner sehen ihn ruhig kommen und sprechen etwas untereinander in ihrer eigenartigen Sprache.

„Es ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, das Geschäft ist nicht gültig!“ ruft der Kleinrusse sich ihnen nähernd und schüttelt den Kopf.

„Welches Geschäft?“ erkundigt sich einer der Zigeuner.

„Dieses da. . . Ihr habt mir. . .“

„Was haben wir?“

„So wartet doch! Ihr habt. . .“

„Ja, was denn?“

„So laßt mich doch ausreden. . .“

„Was hast Du denn noch zu fragen?“ Es folgt ein ehnischer Wis, und die Menge lacht. Der betrogene Kleinrusse appelliert in seiner Hilflosigkeit an die Menge.

„Gute Leute — ratet mir. Sie haben mir eine zahnlöse Stute verkauft an Stelle meines guten Pferdes, das alle Zähne hatte!“

Die Menge mag die Ungeschichten ebenso wenig wie die Schwachen. Sie nimmt für den Zigeuner Partei.

„Wo hast Du denn Deine Augen gehabt?“ fragt den Kleinrussen ein weihhaariger Alter.

„Mach' Du keine Geschäfte mit Zigeunern!“ belehrt ihn ein Zweiter. . .

Der Betrogene erzählt, daß er dem Tiere ins Maul gesehen, doch auf die oberen Zähne nicht geachtet habe, von denen drei sich als abgebrochen herausgestellt hätten. Wahrscheinlich hätte das Pferd einmal einen starken Schlag aufs Maul bekommen und hätte dadurch die drei Zähne verloren. Wozu tange ein solches jetzt? Fressen könnte es nicht — das sehe man an dem aufgeblähten Bauch. — Zwei, drei Bauern aus der Menge stellen sich auf die Seite des Kleinrussen, es kommt zu heftigem Wortwechsel, und lauter als alle schreit und fuchtelt ohne Unterlaß der Zigeuner.

„Mein Wester, was machst Du denn für Geschrei, weißt Du denn nicht, was dazu gehört, um Pferde zu kaufen? Dabei muß man ebenso umsichtig zu Werke gehen, als wenn man eine Frau wählt, die Sache ist ebenso wichtig. . . Hör' mal zu, ich will Dir eine Geschichte erzählen, es waren mal drei Brüder, zwei von ihnen waren klug und der dritte ein Dummkopf — einer von jenen bin ich und der dritte bist Du! . . .“

Die andern Zigeuner schreien und ereifern sich gleichfalls im Chor und rechtfertigen ihren Kameraden, die Kleinrussen replicieren träge, die Menge wird immer dichter und größer.

„Was bleibt mir nun übrig, gute Leute?“ — fragt der Ueberborteilte verzweifelt.

„Wende Dich an die Polizei!“ ruft man ihm zu.

„Das ihr' ich auch!“ sagt er in entschiedenem Tone.

„Galt, Mann!“ — apostrophiert ihn der Zigeuner. „Du willst mich ruinieren. Wohlan, es sei. Sieh mir drei Rubel — und ich gebe Dir Dein Pferd zurück. Du willst nicht? So gib mir zwei! Nun, dann geh und klage!“

Dem Kleinrussen ist es gar nicht recht, vor Gericht zu gehen

und er überlegt. Von allen Seiten werden ihm Ratschläge gegeben, aber er bleibt taub und stumm, und faßt für sich irgend eine Entscheidung. Endlich ist er schlüssig. . .

„So höre denn,“ sagt er melancholisch, „mag Gott selbst Dein Richter sein. Sieh Du mir mein Pferd zurück — und behalte die zweieinhalb Rubel, die Du als Zugabe verlangtest. . . Pest und Teufel über Dich, plündere nur so fort!“

Und der Zigeuner plünderte den Kleinrussen und machte dazu eine Meute, als erweise er ihm die größte Wohlthat.

„Die verstehn's!“ — sagten die Kleinrussen und gingen voller Anerkennung über die Talente des Zigeuners auseinander. —

Kleines Feuilleton.

Der Impresario. (Nachdruck verboten.) Ein fein gekleideter Herr, mit goldenen Ketten und zufriedenen Gesicht, spazierte an einem der Kanäle Amsterdams entlang. Er war „Geschäfte“ halber in der Stadt. Vor ihm her ging eine Dame mit ihrem Kinde. Plötzlich fiel das Kind durch irgend einen Zufall ins Wasser. Die Mutter stieß einen lauten Schrei aus. . . sprang dem Kinde nach und rettete es.

Der feingekleidete Herr sah diesem Vorfall zu, zog ein Notizheft hervor, und begann etwas darin zu notieren.

„Gnädige Frau, darf ich mir erlauben, nach Ihrem Namen und nach Ihrer Adresse zu fragen?“

„Mein Kind, mein Kind! O, ich habe mein Kind wieder!“

„Zawohl, aber darf ich so frei sein. . .!“

„Ich hab' mein Kind wieder!“ wiederholte fortwährend die Mutter, die nicht begriff, wie man sie nach etwas anderem fragen konnte, als nach ihrem Kinde.

„Mit der Frau ist nichts anzufangen“, murmelte der feingekleidete Herr.

„Hören Sie, lieber Mann, ich werde Sie reichlich belohnen, wenn Sie bis morgen den Namen und die Adresse von dieser Dame erfahren.“

Mit diesen Worten wandte der Feingekleidete sich an einen der Umstehenden, und es scheint, daß er erfahren hat, was er zu wissen wünschte, denn am andern Tage ließ er sich bei der glücklichen Mutter anmelden.

„Gnädige Frau, ich hatte die Ehre, anwesend zu sein. . .“

„O, waren Sie dabei, mein Herr? Haben Sie es gesehen?“

„Ich sah nichts, ich hörte nichts, — ich sprang. . .“

„Neben mir nicht davon, gnädige Frau, ich habe gehört. . .“

„Gehört?“

„Ja, gnädige Frau, ich habe gehört, wie Sie. . .“

„Gehört? Was denn?“

„Ich habe gehört, wie Sie geschrien haben, verehrte Frau. . .“

„Ich komme, um Ihnen ein Engagement beim Theater anzubieten.“

„Ame Mutter!“

Dieser Mann war ein Impresario, der Zusätze suchte. Er hieß: Publikum. —

k. Ein merkwürdiges Charakterbild Ludwigs XVI. findet sich in dem soeben erschienenen zweiten Bande des von Paul Bornstein übersetzten Buches „Der Herzog von Launum“ von Gaston Maugras. Die Thronbesteigung des sehr jugendlichen Königs — er war im Jahre 1774 erst zwanzig Jahre alt — hatte hochgespannte Hoffnungen erregt, die die Zukunft jedoch klagen strafen sollte. Die schlechte Erziehung, die er genossen, macht seine Schwächen zum Teil erklärlich. Sein Geist war grob und ungeschliffen, an intellektuellen Arbeiten fand er keinen Gefallen, und nur zu häufig bewies er durch die Gemeinheit seiner Späße seine geistige Beschränktheit. Das „Coucher“ des Königs, das unter einem eigentümlichen Ceremoniell stattfand, war selbst für des Königs ergebenste Fremde zu einer wahren Qual geworden. Man zog dem König den Rock, die Weste und schließlich das Hemd aus, so daß er bis zum Gürtel nackt stand. Dann konnte man ihn in Gegenwart des ganzen Hofes und oft auch zahlreicher, vornehmer Fremden sich reiben und krähen sehen, als ob er allein wäre. Sollte dann eine Persönlichkeit seiner engeren Umgebung ihm das Nachthemd anziehen, so glaubte er überaus wichtig zu sein, wenn er Gesichter schnitt, auswich, und zur Seite sprang, so daß man ihm mit dem Hemde nachlaufen mußte. Dabei lachte er dann aus voller Kehle. Hatte man ihn endlich dazu gebracht, das Hemd anzulegen, so kam der Schlafrock an die Reihe. Drei Diener öffneten die Haken am Gurt und den Knien der Hose, welche alsbald auf die Füße fiel. In diesem Zustand, mit den durch die Hofe beengten Füßen herumklüpfend, machte der König die Runde unter den Versammelten. Es war ein ganz jämmerliches Schauspiel; aber die Anwesenden hüteten sich, merken zu lassen, was sie empfanden. Ein andermal wieder warf er den Höflingen sein blaues Band ins Gesicht, oder er hatte es denen, die, wie der Prinz von Ligne, Ohringel trugen, in die Ohren. Eines Tages verließ der Herzog von Laval empört ganz offen den Saal. „Fürchten Sie sich doch nicht so, mein Herr!“ rief ihm der König nach; „von Ihnen will ich ja gar nichts“. Und es blieb beim alten. Grob und gewaltiam waren auch die Spiele des Königs; er rang z. B. mit einigen begünstigten Höflingen und schlug sie dabei oft ganz gehörig, eines Tages hätte er den Prinzen von Ligne beinahe erdrockelt. Die Leidenschaft

für körperliche Uebungen trieb er bis ins Extrem. Auf Parforcejagden ritt er bis zur völligen Erschöpfung und kehrte dann in wachstümlicher jammervoller Zustand zurück; die Herren seiner Umgebung vermochten ihm nicht zu folgen. Bei den Mahlzeiten aß er übertrieben, fast gefräßig. Hier das Programm einer seiner Vormittagsleistungen: Um 6 Uhr klingelt der König und fragt, was es zum Frühstück gebe. „Sire, ein fettes Hühnchen und Cotelette“. „Das ist aber gar nicht viel; man soll mir Sezeier machen!“ Er überwachet persönlich die Vorbereitungen, ißt vier Cotelettes, das fettes Hühnchen, sechs Sezeier, eine Scheibe Hammelkeule und trinkt dazu ein und eine halbe Flasche Champagner. Dann kleidet er sich an, geht auf die Jagd und kommt mittags mit unglaublichem Appetit zum Diner. —

Physiologisches.

ss. Wieviel Salz man genießen soll, erörtert Dr. Kessel aus Prag in einem neuen Aufsatz, nachdem er schon in früheren Arbeiten als erster auf den Einfluß des genossenen Salzes auf die Entstehung schlechter Zähne, Bleichsucht und englischer Krankheit hingewiesen hatte. Im besonderen hatte er festgestellt, daß die englische Krankheit, namentlich bei künstlich ernährten Kindern, durch ungenügende Aufnahme von Salz bedingt wird. Diese Auffassung ist seitdem von anderen Verzeiten bestätigt worden, sodas der neuen Veröffentlichung Kessels eine erhöhte Beachtung zugestanden werden muß. Zur Verdauung ist die Mitwirkung der Salzsäure im Magen unerlässlich, und ihre Bildung ist selbstverständlich nur dann möglich, wenn im Körper ein gewisser Vorrat an Salzsäure vorhanden ist, der nur durch eine entsprechende Zufuhr von Salz erzeugt und aufrecht erhalten werden kann. Durch den Genuß ungesalzener Speisen und Flüssigkeiten wird der Vorrat an Salzsäure vermindert und kann bis auf jenen Rest, der für die Zusammenetzung des Blutes überhaupt unentbehrlich ist, verschwinden. In gerundem Zustand muß das Blut auf 1000 Teile 6 Teile Kochsalz oder Chlornatrium enthalten. Wenn dieser notwendige Salzvorrat nicht zum Schaden des allgemeinen Gesundheitszustandes herabgedrückt werden soll, müssen sämtliche Nahrungsmittel etwa einen entsprechenden Salzgehalt besitzen. Durch die Atmung und die Ausdünnung der Haut wird allerdings das Salz im Blut etwas konzentriert, aber gerade dieser Ueberschuß ist notwendig, da er zur Wirkung der in der Verdauung mitwirkenden Salzsäure aufgebraucht wird. Dr. Kessel vertritt die Lehre, daß auf jedes Liter flüssiger Nahrung 6 Gramm Salz zugegeben werden müssen, um die gesunde Blut Mischung aufrecht zu erhalten. Wenn sich Verdauungsstörungen, Blutarmut und ähnliches bei den Kindern zu zeigen beginnt, muß auf das genügende Salzen der Speisen geachtet und die Zufuhr von Mehlspeisen und Zucker eingeschränkt werden. —

Geographisches.

— Als höchster Berg Nordamerikas galt bisher mit seinen 5522 Meter der Mount Elias im südöstlichen Teile Alaskas. Dieser Ehre ist er nun verlustig gegangen. In Norden des Cool Inlet erhebt sich im Innern Alaskas ein seit etwa 100 Jahren den dortigen russischen Ansiedlern bekannter Berg, dem sie den Namen Wulshajia, d. h. „Groß“, gaben. 1896 kam ein amerikanischer Prospektor Namens Dichey in die Nähe des Wulshajia, der seine Höhe auf über 20 000 Fuß schätzte und ihn „Mc Kinley“ taufte. Unter diesem Namen figurirte der Berg seitdem auf unseren Karten, doch hat man sich ihn erst im Sommer 1898 näher angesehen. Wie Robert Muldrow jetzt im Augustheft des „Nat. Geogr. Mag.“ mitteilt, war er damals mit einer Abteilung der „Geological Survey“ im Gebiet des Schuchitnaflusses thätig, der in der Nähe des Mount Mc Kinley entspringt, und benutzte die Gelegenheit, auf trigonometrischem Wege die Höhe des Berges zu ermitteln. Er maß Winkel an sechs verschiedenen Stellen und aus Entfernungen von 69 bis 142 Kilometer und fand als Mittel für den Mount Mc Kinley 20 464 Fuß oder 6241 Meter. Zwar sind trigonometrische Messungen nicht notwendigerweise zuverlässig, doch verfügte Muldrow immerhin über sehr gute Hilfsmittel, so daß die Werte trotz der großen Distanz Vertrauen verdienen. Der Mount Mc Kinley bleibt also nur wenig hinter den Bergriesen Südamerikas zurück. — Der Berg bildet, wie Muldrow weiter mitteilt, den Mittelpunkt einer gewaltig erhabenen Gebirgsmasse im Quellgebiet der Flüsse Schuchitna und Kuslokwim, die wiederum einen Teil der der pacifischen Küste Nordamerikas folgenden Kordilleren darstellt. Die Berggruppe ist außerordentlich rau und schroff, und ihre Eis- und Schneelappe reicht bis zur Höhe von 800 bis 750 Meter herunter. Sie entsendet zahlreiche Gletscher, von denen einer, der nach Nordosten geht, 10 bis 13 Kilometer breit und 30, vielleicht 45 Kilometer lang ist. Ihm entfließt der Tschukitnafluß, der bedeutendste Quellarm des Schuchitna. —
(„Globeus.“)

Astronomisches.

bt. Doppelsternbahn. Mit dem großen Refraktor in Potsdam sind im März und April dieses Jahres zahlreiche Spektralanalysen des Doppelsterns Mizar, des mittelsten der drei Schwanzsterne des großen Wärens, gemacht worden, die zu interessanten Ergebnissen geführt haben. Ein scharfes Auge erkennt schon ohne Glas über Mizar einen zweiten kleinen Stern, welcher Alf or

oder das Reiterchen genannt wird; derselbe hat von Mizar eine Entfernung von 12 Bogenminuten. Das Fernrohr läßt außerdem in einer Entfernung von 15 Bogensekunden einen Begleiter von Mizar wahrnehmen. Aber auch der Hauptstern selbst wurde im Jahre 1889 durch Beobachtung seines Spektrums als doppelt erkannt. Auf der Harvard Sternwarte in Nordamerika beobachtete Pidering eine periodisch eintretende Verdoppelung einer Linie des Spektrums, woraus er auf das Vorhandensein zweier einander umkreisender Sterne schloß. Es war dies die erste derartige Entdeckung, welcher bald eine Reihe anderer folgte.

Aus Piderings Beobachtungen ergab sich, daß die beiden Sterne, aus denen Mizar besteht, eine Umlaufzeit von 104 Tagen haben. Doch wollte diese Zeit mit später in Cambridge angestellten Beobachtungen nicht recht stimmen, und hat sich jetzt durch die Beobachtungen in Potsdam als irrthümlich herausgestellt. Die Umlaufzeit der beiden Gestirne um einander beträgt nur 20 1/2 Tag. Weiter folgt, daß die große Axe der elliptischen Doppelsternbahn 70 Millionen Kilometer, etwa 9 Millionen Meilen ist. Auch in ihrer größten Entfernung stehen sich die beiden Gestirne also mehr als doppelt so nahe, als Sonne und Erde. Die Ellipse ist ziemlich lang gestreckt, da die Excentricität den Betrag von 0,5 hat.

In Bezug auf die Sonne hat das Mizar System eine Bewegung, zufolge deren es mit einer Geschwindigkeit von 16 Kilometern (2 Meilen) in der Sekunde auf uns zukommt. —

Humoristisches.

— Alles umsonst. „Sag, Emma, erreichst Du denn bei Deinem Mann nichts durch Thränen?“

— „O, nein! Wie er bei mir nur eine Thräne sieht, ruft er gleich: nur kein Wasser! — und läuft ins Wirtshaus.“ —

— Moderne Ehe. Freundin (zur jungen Frau): „Nun, wie hat denn der erste Kuch geschmeckt?“

Junge Frau: „Den habe ich noch gar nicht gekriegt.“ —

— Neues Wort. „Ist es wahr, daß die Redacteurin der Iyrischen Zeitschrift so gefürchtet ist?“

„Ja, die reine Mäusenindsmörderin!“ —

(„Weggend. humor. Bl.“)

Notizen.

— Im Deutschen Theater geht anfangs November Hebbels „Maria Magdalena“ und im selben Monat Hauptmanns neues Stück „Der rote Hahn“ in Scene. —

— Zur Aufführung beider Teile von Goethes „Faust“ soll im Lessing-Theater eine drehbare Bühne eingerichtet werden. —

— Max Halbes neues Drama, dessen Titel noch nicht endgültig feststeht, soll im Residenz-Theater in München noch im Laufe dieses Winters zur Darstellung kommen. —

— 108 000 M. zahlt das Berliner Metropol-Theater seinen drei Komikern Joseph Josephi, Emil Thomas und Vender als Wage für eine achtmonatliche Spielzeit. —

— Die amerikanische Sängerin Geraldine Farrar, die vor kurzem an Opernhaus debütierte, wurde vom 1. Januar 1902 ab auf drei Jahre für diese Bühne verpflichtet. —

c. Obligatorische Abzeichen für Ehemänner. In New Jersey giebt es ein Gesetz, in dem steht, es wäre ein Vergehen für einen Mann, „eine andre Frau als seine Gattin zu lieben oder sich als lediger Mann auszugeben“. Soeben ist nun, wie aus New York berichtet wird, William Berlins aus New York wegen eines Verstoßes gegen dieses Gesetz verhaftet worden und wird sich demnächst zu verantworten haben, weil er einem Mädchen die Heirat vorgeschlagen hat, obgleich er seit acht Jahren verheiratet ist. Die Legislatur von New Jersey hat demnächst auch einen Gesetzesantrag zu beraten, durch den verheiratete Männer gezwungen werden, Abzeichen zu tragen, die ihren verheirateten Zustand anzeigen. —

Bücher-Einlauf.

— Henry Sienkiewicz: „Uns liebe Brot“. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jonas Fränkel. Bern, A. Benteli. Leipzig, K. F. Köhler. —

— Robert Niemann: „Björn der Wiking“. Drama. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg. —

— Otto Niemasch: „Die Episode“. Drama. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg. —

— Richard Le Mang: „Der Wohlthäter“. Drama. Dresden und Leipzig, Karl Reichner. —

— Adolf Thiele: „Hinauf zur bildenden Kunst“. 2. Aufl. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg. Preis 1 M. —

— Julius Zeitler: „Riesches Aesthetik“. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg. —

— Grete Meißel-Hefz: „In der modernen Weltanschauung“. Leipzig, Hermann Seemann Nachflg. —